

Sonntagsblatt des Staats-Anzeiger und Herold.

Grand Island, Nebr., Donnerstag, den 29. Juli 1915

Ein Gespräch mit einem Engländer.

Von Charlotte Krüger.

Es war im Juli 1913. Nach einem mehrtägigen Aufenthalt auf der Insel Wight und in London besuchte ich von Ledington aus an einem sehr schönen Vormittage den herrlichen Park des Schlosses Hamptoncourt, in dem einst Elisabeth unter alten Eichen den Tod ihrer Vorgängerin Maria erfuhr, der sie zur Königin machte. Durch die uralte Allee schlenderte, die nach Kingston führt, gefellte sich ein englischer Herr zu mir, der höflich um Entschuldigung bat, daß sein Hündchen mich anbellte.

Nach meiner Erwiderung darauf sagte er unvermittelt: „Sie sind eine Deutsche; sagen Sie mir, warum bauen Sie in Deutschland Schiffe?“

Darauf meinerseits die Gegenfrage: „Worum bauen Sie in England Schiffe?“

Er: „Weil wir sie brauchen.“

Ich: „Wir tun es auch nicht zum Vergnügen.“

Er: „Nein, das weiß ich; sie wollen gegen uns Krieg führen.“

Ich: „Das liegt uns fern; aber Sie werden wissen, wer Handel treibt und Kolonien hat, muß auch Schiffe haben.“

Er: „Kolonien? Bitte, wo sind Ihre Kolonien?“

Ich: „Die kann ich Ihnen im Augenblick nicht aufzählen, aber wenn Sie in einen Atlas sehen, werden Sie sie finden.“

Er: „Sie haben nichts von Kolonien, aber Sie wollen welche haben. Deutschland braucht ein Ventil (ventilation).“

Ich: „Obgleich unter Kolonialbesitz immerhin schon größer ist als Deutschland selbst, so leugne ich nicht, daß wir gern noch mehr Kolonien hätten.“

Er: „Sie bekommen Sie nicht mehr. Alles, was in dieser Hinsicht in der Welt ist, haben wir schon; für Sie ist nichts mehr übrig. Sie wollen es uns eben durch Krieg nehmen, und das werden wir uns nicht gefallen lassen. Wir werden nie wieder erlauben, daß Sie Frankreich schlagen wie 1870.“

Ich: „Wenn England denn der liebe Gott ist, so werden wir nicht bezagen, bei ihm um Erlaubnis zu fragen, wenn wir Frankreich schlagen wollen; doch ohne jede Ironie kann ich Ihnen erklären, daß Deutschland in Frieden zu leben wünscht, daß es wieder Frankreich nach England angreifen wird.“

Er: „Und ich erkläre Ihnen: Deutschland baut uns die Tür zu; ich bin viermal in Ihrem Vaterland gewesen, ich weiß es; und wir lassen uns den fortgesetzten Schiffbau in Deutschland nicht gefallen. Ich habe alle Kräfte mitgebracht für meinen Krieg, und ich erkläre Ihnen: in vier Jahren haben wir den Krieg.“

Ich: „Das ist freilich eine wenig angenehme Aussicht, aber das sage ich Ihnen als Deutsche: Wir fangen einen Krieg mit England nicht an, aber ziehen Sie gegen uns, seien Sie überzeugt, Sie werden uns geküßelt finden und nach Gebühr empfangen werden.“

Er: „(höhnisch): Sie hätten ja in Afrika nicht fertig werden können mit Ihrem Aufstand, wenn wir Ihnen nicht geholfen hätten.“

Ich: „Das war ja sehr schön: gute Freunde und getreue Ruchharn. Wir haben Ihnen ja auch geholfen.“

Er: „Sie uns? Wo?“

Ich: „Bei Belle-Aliance.“

Er: „Blücher? Er kam zu spät.“

Ich: „So, er kam zu spät? Dann ist es sonderbar, daß die schönen Jungfrauen in London des alten Blüchers Hand küßten, und noch sonderbarer, daß Sie großer Vater Blücher das herrliche Bild malte: Die Begegnung von Blücher und Wellington, und am sonderbarsten, daß Sie dieses Bild in Ihrem Parlament aufgebängt haben. Alles, weiß Blücher zu spät kam?“

Der Engländer wußte darauf nichts zu erwidern und beteuerte nochmals, daß er alle Kräfte für seinen Krieg mitgebracht hätte. Dann sagte er: „Warum verlobten Sie Ihre Schiffe nicht genügend? Sie kommen ja nicht einmal bis Atlantik, und Sie mußten Ihnen ja Kolonien geben. Sagen Sie mir, warum verlobten Sie Ihre Schiffe nicht?“

Darauf sagte ich: „Wenn wir von Ihnen Kolonien genommen haben, werden wir sie auch wohl bezahlt haben. Was Ihre letzte Frage betrifft, so bin ich in Schiffsangelegenheiten nicht genug bewandert, um Ihnen darüber Auskunft geben zu können, aber ich kann das von Verwandten leicht erfahren. Geben Sie Ihre Adresse, und Sie sollen eine Antwort auf diese Frage bekommen.“

Als sachliche Antwort darauf rümpfte der Herr Engländer seine Flotte als die beste der Welt, die die Meere beherrsche. Und das sollte so bleiben, dafür würden die Engländer sorgen. Er hätte alle Kräfte für seinen Krieg mitgebracht.

„Nun“, sagte ich, „das ist nichts Erhebliches für ein deutsches Ohr. Jeder deutsche Mann macht jeden Krieg für seinen Landesfürsten und Kaiser mit, das ist bei uns etwas ganz Selbstverständliches.“

Mit mehr Lebhaftigkeit als Vogit erwiderte mein Begleiter: „Viermal bin ich im Auftrage meiner Regierung in Emden gewesen. Da sind viele Schiffe, gerade uns gegenüber?“

Ich beteuerte meine bedauerliche Unwissenheit darin, meinte aber: „Wenn wir in Emden Schiffe bauen, so ist da vermutlich eine gute Werk.“

Der tapfere Soldat seines Königs sagte darauf unvermittelt: „Nun, Offiziere sind ganz anders als die Ihnen, ich werde Ihnen eine Geschichte erzählen: In Kiel in einer Weinstube saßen drei deutsche Offiziere und tranken Champagner. Es kamen vier englische herein, nicht in Uniform; die wollten, obgleich es in einer Weinstube war, Bier trinken.“

„Das kann ich Ihnen nicht verzeihen“, warf ich ein, „so gutes Bier wie in Deutschland finden Sie sonst nicht.“

„Nun“, sagte der unterbrochene Erzähler, „hänkelten die drei Deutschen die vier Engländer. Die waren ganz still und tranken ihr Bier. Am Schluß riefen sie: „Kellner, vier Flaschen Champagner und vier Handtücher.“ — Sie ließen dann die Flaschen entorken, ließen sich den Champagner über die Hände gießen und trockneten sich an den Handtüchern ab.“

So“, sagte der Engländer, aufstehend, denn wir hatten auf einer Bank Platz genommen, „das ist der Unterschied zwischen Englisch und Deutsch.“

Er glaubte sich wie der gewandte Schauspieler einen „guten Abgang“ geküßelt zu haben. Ich aber hat ihn, ob ich wohl etwas erwidern dürfte. Nachdem er wieder Platz genommen hatte, sagte ich: „Es könne sich ja keine Armee bzw. Flotte der Welt davon schützen, ein paar tüchtige Offiziere zu haben, aber den feindlichen hätte es ziemlich viel Geld gekostet, denn ich nähme doch an, daß sie eine gute Karte bestellt hätten.“

Darauf kam als Antwort: „Und ich sage Ihnen, in vier Jahren haben wir den Krieg, und ich gehe mit für meinen König.“

Ich wollte mich nicht lumpen lassen und sagte: „Wissen Sie, wir schreiben die ominöse Zahl 13. Ich denke, wir haben noch in diesem Jahre den Krieg.“

„Ja“, rief er begeistert, „das tun wir; noch in diesem Jahre machen wir Ihnen den Krieg.“

„Vielleicht“, sagte ich, „treffen wir uns dann.“

Er sah mich von der Seite an. „Jawohl“, sagte ich, „das kann schon sein. Ich helfe meinem Kaiser auch, als Kronenpflegerin. Möglicherweise werden dann verwundet, und ich verpflege Sie.“

Der Reiter.

Von Hans Fr. Blund (Im Felde).
Fritz Siemers tritt über das Sandfeld nach Dakota. Er wollte seinen Bruder auf dessen Gehöft aufsuchen.

Der junge Farmer, der noch vor nicht allzu langer Zeit als Schuttruppler herübergekommen war, hatte das Gewehr an den Sattel gehängt, spähte vorsichtig auf den Weg und trabte langsam den schmutzigen Ochsenpfad zwischen den Klippen entlang.

Es war Spätnachmittag. Der Himmel lag samtbraun über der fernem Ebene, ging in ein blaues, weiches Grün und hob sich höher und höher zu jenem unergründlich tiefen Blau, das in seiner erschütternden Einsamkeit nur die afrikanische Wüste kennt. Die Luft war drückend schwül, und wenn ein Windstoß kleine gelbe Staubtürme aufwirbelte, war es, als flog ein heißer Atem aus den Klippen über's Land.

Fritz Siemers fuhr aus seinen Gedanken und griff an Gewehr. Jüngere Reiter hatten ihn aufgefordert. Aber es war nur der Sand, der um die Dornenbüsche knirschte.

Der junge Reiter spähte noch eine Weile und sank dann wie von selbst in seine Träumereien zurück. Der Gaul war in einen müden Gang gekommen und er ließ es geschehen, hatten sie doch bald ihre sechs Stunden hinter sich.

Um so zäher blieben seine Gedanken bei einem wunderlichen Zusammenreffen der letzten Zeit. In

Windhut war es gewesen, vor zwei, drei Monaten, als sie durchritten. Da hatten ein paar weiße Bürger und Frauen am Wege gestanden, mitten unter den Schwarzen, und als er recht hinsah, war Marie Brandt unter einer Schar Mädchen gewesen, die von drüben gekommen waren. Marie Brandt in Afrika!

Und sie hatte ihn erkannt und hatte gewinkt, und er hatte wieder gegrüßt in sinnlosem Erstaunen, wußte nicht, wie sie herkam, und hatte doch weiterreiten müssen mit den andern nach Norden, wohin der Dienst sie trieb. Man hatte damals schon gerannt, daß Botha den Deutschen nicht grün sei; aber die andern Buren hatten sich gegen ihn erhoben und die deutschen Reiter waren vorläufig entlassen. Da hatte Fritz Siemers sich eine Regierungsform gepachtet, hatte sich einzurichten versucht und hatte allerlei heimliche Pläne dabei gehabt. Bis er jetzt, vor einer Woche, neu einberufen war.

Das Pferd stolperte und Fritz Siemers gab eine Weile acht auf den Weg. Dann begann er wieder zu grübeln, mußte wieder an Marie Brandt denken und konnte doch nicht glauben, daß das Mädchen ihm gefolgt sei, wußte keinen andern Grund, wie sie ins Land gekommen, und schüttelte verwirrt den Kopf zu seinen eigenen Gedanken. Der Reiter trieb den Gaul ärgerlich an. Er wußte nicht, woher die weichen Erinnerungen kamen, wollte ihnen nicht nachgeben und fühlte doch, wie die Bilder langsam zusammenfloßen und seine Gedanken noch einmal die letzten Wochen zu Hause durchgingen, die er mit Marie Brandt zusammen gewesen war.

War wohl auf dem Markt im Dorf gewesen, als er das Mädchen zuerst mit seinem Bruder sah, mit Hans, der jetzt da unten auf der Farm hatte. Und der schweigende Aeltere hatte soviel unvernünftiges Zeug mit Marie geredet, wie er ihm nie zugetraut hätte, hatte so lächerlich mit ihr getan, daß es ihm lächerlich erschien.

Er war ja immer ein ziemlicher Schürzenjäger gewesen, und es hatte ihm Freude gemacht, einmal dagewischen zu greifen und zu sehen, wie fest die andern zusammenhielten. War wohl nicht nötig gewesen, und vielleicht war er auch zu weit gegangen, als er die Eifersucht des Aelteren sah und merkte, daß das Mädchen auch ihn gern hatte. Eines Tages war Hans Siemers, der Grüber und Zweifler, nach drüben gegangen und hatte ihm einen ersten, nachdenklichen Brief hinterlassen:

„Er habe gemerkt, daß der Jüngere besser zu seinem Mädchen passe, und wolle ihm nicht im Wege stehen.“

Fritz Siemers hatte dann eine Weile zu Marie Brandt gehalten und er hatte sie gern gehabt. Aber er war ein junger, unruhiger Kopf, und sie sprach viel über ihn im Dorf, seines älteren Bruders wegen. Da hatte er sich eines Tages zu den Soldaten gemeldet, und als der Truppenbefehl nach Südafrika ging, war er mit hinüber gekommen. Wie lange war's her, zwei Jahre, oder drei.

Der Reiter hob sich im Sattel und spähte sorgfältig über den Weg. Ein paar Ochsenpfade liefen zusammen, strebten auseinander und vereinigten sich doch wieder zu einer breiten, ausgebreiteten Straße mitten zwischen den fahlen, nackten Klippen. Dann wurde der Busch dichter, quoll aus den Höhlen und Spalten heraus, und bogte in dunklen Feldern in den Mulden.

Fritz Siemers dachte plötzlich an die Kameraden. Was hatten die gesagt? Nach dem Krieg würden die alten Soldaten Land haben, um sich eine eigene Farm zu bauen. Er redete sich im Sattel auf und nicht zufrieden vor sich hin. War doch was anders, als in Nacht zu sitzen. Und trübselig war er wohl, und feste Arme hatte er schon, und Freude würde's ihm machen, sich hier sein eigenes Heim zu bauen. Seine Gedanken waren plötzlich wieder bei Marie. Ob die wirklich so närrisch gewesen war, ihm nachzufahren? Am Ende war's gar nicht so unnütz. Denn gesunde Menschen konnte man brauchen hierzulande. Und das Schürzenjagen mußte sowieso aufhören. Er wollte sich schon erkundigen und umhoren. Sollten sie nur erst mit den verdammt Englischen abgeredet!

Die Bäume wurden wieder spärlicher, aber statt der Klippen kam ein dünnes, braunes Gras, der Weg neigte sich und ging langsam in eine weite, dicht bewachsene Ebene über, auf der die letzten Büsche wie gebaute braune Tiere aufstiegen. Jüngere

stand ein schwarzer Hüttenjunge mit langer Peitsche, schrie ihm etwas Unverständliches zu und wies gerade aus. Eine Anzahl stumper Kapochsen graste am Wege, sie rissen rudeweise das Gras vom Boden und sahen kaum auf, als er vorbeitritt.

Jetzt mußte die Farm wohl bald kommen. Fritz Siemers wurde fast neugierig, seinen Bruder wiederzusehen, wunderte sich, wie weit der's gebracht hatte und dachte dann plötzlich wieder an seine eigenen Pläne, an Marie und an all das andre, was ihn den langen einsamen Ritt gewagt hatte. Und langsam klärte sich ein Bild vor ihm, — eine wunderliche, weiche Sehnsucht nach dem Mädchen wurde in ihm wach, und er sah sie an seiner Seite, auf einer Farm, so wie er sich in Gedanken die seines Bruders vorstellte. Und plötzlich schien es ihm, als hätte es alles so kommen müssen, daß er hierlieb und das Mädchen wiedertraf. Eine tiefe Freude, wie er sie lange nicht empfunden hatte, erfüllte ihn.

„Ich möcht' dir wohl die Gebäude zeigen.“ Die Brüder sahen sich unruhig gegenüber, sprachen von Gleichgültigem, vom Krieg, der dem Land drohte, und wagten nicht an die letzte Zeit vor ihrer Ausfahrt aus Deutschland zu rühren. Der Jüngere warf die Büsche um und sie schritten schweigend nebeneinander zum Schuppen, der umweilt des Wohnhauses auf einem Hügel lag.

In weiten farbigen Mulden zog sich das Bett des Flusses durchs Land, wühlte sich zwischen den Klippen ein und breitete sich doch wieder zu weiter, enbloser, graugrüner Ebene aus.

„Da unten liegt das Regierungsland“, sagte der Aeltere plötzlich, „soll demnächst ausgeteilt werden. Dann kommen andre Menschen hierher und ich bin nicht mehr so einsam.“

Dem Jüngeren gingen wieder bunte Bilder durch den Kopf, und er sah träumend in den Abend, der in tiefen, schillernden Farben im Westen brannte. Aus dem Fuchtel, das in schwarzen Schatten durchs Land schnitt, stieg die Dämmerung auf und troch wie graue, zitternde Körper durch die Büsche und dunkelnden Hänge. Eine Trift Ochsen zog unter lautem Geschrei der Hüttenjungen zur Farm. Eine Weile stand die Sonne noch wie ein blutroter Ball über den Hügeln, dann verrann sie langsam und ließ nur die Kämme der Klippen noch eine Zeitlang purpurn aufleuchten.

„Wir wollen heimgehen“, sagte der Aeltere, aber er blieb doch unruhig stehen, als hätte er noch eine Frage. Der Himmel dunkelte rasch und die Sterne begannen aufzublitzeln wie blindende Tauropten.

Der Jüngere sah plötzlich dem Jüngeren in's Gesicht: „Was macht Marie, Fritz?“ Er blickte schau und verschämt weg und der Reiter wunderte sich über das kindergefährdete des Bruders.

„Ich hab' sie seit zwei Jahren nicht gesehen“, sagte er unruhig. Der Farmer wiegte den Kopf und begann als erster von der letzten Zeit in der Heimat zu sprechen.

„Ein Freund schrieb mir — ich weiß nicht, ob du ihn kennst — du hättest sie nun doch nicht geheiratet. Ich hatte es damals geglaubt.“

Fritz Siemers blühte trotzig vor sich hin. „Hätt' nicht weglaufen brauchen deswegen, Hans.“

Aber der Aeltere hörte es nicht und sprach halblaut mit sich selbst: „Und da hab' ich sie geschrieben, ob sie rüberkommen wollte zu mir, und sie hat sich Bedenkzeit ausgelassen. Und später hab' ich noch einmal gefragt, ob sie Geld haben wollte zur Fahrt. Wir haben hier irgendwelche Unterstützung dafür. Da hab' ich einmal einen Brief getrieben, in dem hat sie um einen Teil. Aber von allem andern stand nichts darin.“ Der Farmer sah den Bruder plötzlich feindselig an, und in seinen gutmütigen Augen stand etwas Hartnäckiges, Wehrendes.

„Und nun wart' ich oft, und weil ich viel Zeit zum Nachdenken hab', stell' ich mir vor, sie käme eines Tages, so wie es ihre Art ist, ohne ein Wort zu sagen oder zu schreiben. Nur mitunter hab' ich eine seltsame Angst, als wollte man sie aufhalten, als hätte sie den Wunsch, herzukommen, und wagte es nicht.“

Der Farmer unterbrach sich und sah den Jüngeren erschrocken an. „Was hast du, Fritz?“

Der hatte die Lippen zusammengepreßt, wollte sich wehren gegen irgend etwas, bezwang sich doch, und sah den Aelteren festmetzen an.

„Was geht's uns an — jetzt, wo der Krieg kommt —“

Der Aeltere wollte etwas sagen, rang vergeblich nach irgendeinem Wort und schwieg. Er fühlte plötzlich die warme Hand des Bruders in der seinen, hörte des andern Stimme und verstand ihn doch nicht.

„Was geht's uns an —, und wer weiß von uns, was nach dem Krieg ist — wer weiß das?“ —

Unser U-Boot-Krieg.

Zwei kleine Stimmungsbilder von der belgischen Nordsee Küste.

Reerer — Reerer — Reerer! — Telephon, Teufelsding, kannst du denn nicht mal fünf Minuten lang das Gebimmel sein lassen! Also, weil es sein muß und weil man's schließlich auch gern tut: „Halloo — hier Nachrichtenstelle! — Was gibt's?“

„Hier Ausgud Nr. ... Herr Obermaat! In Nordwest, zu West acht Seemeilen ab, zwei Fahrzeuge mit östlichem Kurs. Es sind anscheinend englische Zerstörer.“ Donnerwetter, das ist einmal was anderes. „Alles raus, meine Herren, Telephon besetzt! Holla hopp, bischen dall! Sofort Meldung an alle Stellen.“ In Nordwest, zu West acht Seemeilen ab etwa, zwei Fahrzeuge, wahrscheinlich englische Zerstörer mit östlichem Kurs!“

Rasend arbeiten die Fernsprecher, und in nicht ganz anderthalb Minuten haben alle zuständigen Stellen die Meldung. „Maat R., übernehmen Sie die Aufsicht über den Fernsprecher, ich gehe zum Ausgudposten zur weiteren Beobachtung.“

Na, Freunden, wo sind sie denn, die Engländer? — Richtig dort! Hast gut aufgepaßt, mein Junge. Doch wollen wir einmal sehen, ob nicht mehr Briten sich in unsere Nähe wagen.“ Der Horizont wurde abgegründet, in nordöstlicher Richtung wurden zwei neue Zerstörer sichtbar, sie kamen sogar mit Vollampf zur Küste. Meldung also: „In Nordost zwei weitere englische Zerstörer etwa sieben Seemeilen ab mit Kurs zur Küste!“

Zimmer wieder richten sich die Gläser auf die gesichteten Zerstörer, um ihre Bewegungen zu beobachten. Die in Nordwest dampften ruhig ihren Kurs weiter, die in Nordost aber sausten der Küste immer näher. Da wurde die Stille durch unsere Batterien unterbrochen. Sie begannen mit ihrer Arbeit. Der Aufschlag war kurz vor den Zerstörern in Nordost. Der Gefahr, getroffen zu werden, wollten sich die beiden Engländer wahrscheinlich nicht aussetzen, denn schleunigst wandten sie mit nordlichem Kurs. In gefährlicher Weite stoppten sie und steuerten nun quer zur Küste. Die Briten in Nordwest haben gependelt und fahren in westlicher Richtung. Es kommt Befehl: „Die feindlichen Fahrzeuge sind genau zu beobachten und ihre Bewegungen dem Kommandeur fortlaufend zu melden!“

Die Engländer ziehen sich auseinander, so daß von ihnen die ganze Küste beobachtet werden kann. Dann steuern sie alle westlich. Nach einer Stunde wenden sie auf Ost und nach einer weiteren Stunde wieder auf West.

So vergeht der Nachmittag und schließlich auch der Vormittag. Die Arbeit der Engländer ist uns jedoch klar: sie wollen mit dieser Art Vortade unsere U-Boote lahmlegen, die an ihrem erbärmlichen Lebensnerv nagen. Armeelige Tröpfe! Diese vier Zerstörer nur wagen sie dran zu setzen, um ihrem Volk das Brot zu erhalten.

Es ist Abend geworden. Die Zerstörer sind immer noch da. Auch die Nacht vergeht ohne Ereignisse. Trov der vier Engländer, die außer Schußweite an der Küste tanzen, war es eine ruhige Nacht.

Der andere Morgen kam, und die lachende Sonne spielte mit den Wellen, auf denen die vier englischen Torpedobootzerstörer immer noch Wache hielten. Sie hatten eine wenig dankbare Aufgabe, denn die sie suchten, die sie Englands Handelsdampfern fernhalten wollten und sollten, ließe sich von ihnen nicht sehen.

Schließlich genügten ein paar Bomben unserer Wasserflugzeuge, um die Zerstörer zu vertreiben.

Meine Augen schweiften über das weite Meer. Die Frühlingssonne spielt mit den Wellen, nur das melodische Plätschern der brandenden Wogen dringt zu meinen Ohren. In diesem Frieden möchte man fast daran zweifeln, daß es Krieg ist. Doch ein winziges kleines Winkelfeld am Horizont ruff schon die Erinnerung wach an das, was wir hier an der Küste bereits erlebt haben, und läßt uns voraussehen, daß wir noch manches erleben werden. Es ist ein

Unterseeboot, das von einer Fahrt in feindliches Gewässer heimkehrt. Es kommt langsam näher, deutlicher und deutlicher wird die schlante Form, und schließlich sieht man auch die deutsche Kriegsflagge, die munter im Winde weht, stolz wie das ganze Boot, das uns schon viel Achtung abgerungen hat und den Feinden ein Schrecken geworden ist. Ob es auf dieser Fahrt wohl wieder Glück gehabt hat, frage ich mich. Ohne Zweifel! Sie haben immer Glück, diese U-Boote. „Und wenn wir einmal Pech haben, haben wir immer noch das Glück, für unser Vaterland zu sterben.“ sagte vor wenigen Tagen ein blutjunger Leutnant von U... dem die Freude an seiner Aufgabe völlig aus den Augen strahlte.

Auch jenes Boot, das dort von Englands Küste wiederkehrt, muß Glück gehabt haben. Neben der Kriegsflagge am Heck werden die Flaggen seines Erkennungszeichens kenntlich und fed, breitbeinig, die Hände tief in den Hosentaschen vergraben, die Mühe im Gesicht, qualmend, priemeud oder schwangend steht die Besatzung auf Deck und blinzelt gegen die Sonne zu uns Landratten, als wollte sie sagen: „Wat kielt jie dee fou? — Hest jie noch kein Minischen fehn?“

Wir sehen Menschen genug, jedesmal, wenn unsere U-Boote zurückkehren, will es uns scheinen, als ob sie uns neu geküßelt worden sind. Daß wir aufgedem neugierig sind, was die Kameraden unter dem Wasser vollbracht, versteht sich doch von selbst. Deshalb lassen wir sie ab, wo wir können, und aufpassen sie aus, diese wenig redseligen Vollbringer großer Taten.

Ruhig, gleichgültig laufen die U-Boote ein. „Stopp, Leinen fest. Deck auflauern und wegtreten!“ sind die letzten Kommandos. „Was gibt's Neues, Herr Kapitänleutnant?“

„Vier Stück haben wir versenkt, der Fünfte ist uns durch die Lappen gegangen.“

„Hergott, Menschenstind, wie kann man dabei nur so läßig ruhig sein, wenn man eine solche Meldung mitbringt! Hast Zr denn überhaupt keine Nerven mehr?“

„Ne — bloß so biste wie Kirchenglockenleute!“

Das sind so allgemeine Reden bei der ersten Begrüßung, später hört man nicht viel mehr. Für die Unterseebootmänner ist mit der Meldung alles erledigt. Prädigende Worte, die macht uns ebenförmig einer nach, wie den preußischen Leutnant...

Die Brillenträger im deutschen Heere.

Um den notwendigen Ersatz zerbrochener oder verlorener Brillen für die Angehörigen des deutschen Feldheeres festzustellen, war der Augenarzt Dr. Weigel beauftragt worden, sämtliche Brillenträger einer gemischten Truppenabteilung in der Stärke von etwa 11.000 Mann zu untersuchen und die Nummern der Gläser festzustellen. Der langandauernde Stellungskampf ermöglichte diese Feststellung. Dr. Weigel konnte zunächst ermitteln, daß die geringste Anzahl der Brillenträger eine Reservebrille hatte und daß auch nur verhältnismäßig wenige die Nummern des Glases richtig angeben konnten. Es wurden im ganzen 383 Brillenträger vorgefunden, von denen 381 tatsächlich eine Brille benötigten, d. h. 3,5 Prozent der Mannschaften des Truppenkörpers. Bei einem kriegstarken Armeekorps von etwa 50.000 Mann würden somit etwa 1.750 Brillenträger anzunehmen sein. Unter den 386 Unteroffizieren befanden sich 214 Kurzsichtige, 74 Ueberlichtige, 12 Alterssichtige, 81 mit Astigmatismus, und fünf mit nicht fortzuziehenden Augenfehlern.

Unverföhren. — Braut: Ich besitze eine Mitgift von zwei Millionen.

Brautigam: Siebst du, Teuerste, wie gut du es dann als meine Frau haben wirst.

Große Liebenswürdigkeit. — Gast: „Zahlen, Herr Wirt! Was habe ich?“

Wirt: „3 Maul zu halten; heute gib's Freibier!“

Gemütlich. — Offizier (zum Unteroffizier, der von der Patrouille zurückkommt): Also da sind Sie auf eine Vorpatrouille des Feindes gestoßen? Was haben Sie da gemacht?

Unteroffizier: Na, halt a Man's wengert erschossen haben wir!

Die enttäuschte Verliebte. — Vertraute: Der Leutnant hat dir noch immer nicht den ersehnten Heiratsantrag gemacht?

Verliebte: Nein! Und da hört man so viel von dem Offenheitsgeist in der deutschen Armee!